Negertelegraphie.

Die jüngste That des „tollen Mullah", der vor Kurzem im Somalilande eine englische Kameelreitertruppe überfiel und niedermetzelte, hat im englischen Unterhause zu einer Erörterung geführt, die durch eine Antwort des Colonial-Ministers, die im ersten Augenblick überraschend wirkte, ihren Abschluß fand. Colonial-Secretär Harcourt erwiderte im Parlament auf eine Anfrage, daß er über die Truppenbewegungen im Somalilande keine Mittheilungen machen könne, weil solche Angaben den Mullah „mit unglaublicher Schnelligkeit" erreichen würden. Er hätte hinzufügen können, daß bereits heute die Kunde von der That des Mullah mit einer fast räthselhaften Geschwindigkeit ganz Afrika durchquert hat und sogar schon an der Goldküste und in Rhodesia in den Dörfern der Eingeborenen eifrig besprochen wird. Kenner der afrikanischen Verhältnisse sind davon überzeugt, daß der Mullah von Aden aus jede Nachricht im Verlaufe von wenigen Stunden erhält, obgleich ihm kein Telegraph oder drahtlose Telegraphie zur Verfügung stehen. Die merkwürdige Schnelligkeit, mit der im schwarzen Erdtheil von Negerdorf zu Negerdorf Gerüchte und Meldungen eilen, hat die Afrikakenner schon oft beschäftigt. Man hat sogar von „Zauberkünsten", von einem unentdeckten sechsten Sinne und von besonderen telepathischen Gaben der Neger sprechen wollen, denn von Anfang an konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß die schwarzen Bewohner Afrikas über irgend ein System der Nachrichtenübermittelung verfügen, dessen Leistungsfähigkeit und Schnelligkeit immer wieder Staunen erweckt. Im südafrikanischen Kriege konnte man beispielsweise feststellen, daß die Niederlage der Engländer bei Colenso in 100 Kilometer entfernten Kafferndörfern bereits zwei Stunden nach dem Ereigniß bekannt war, wobei jede telegraphische Verständigung vollkommen ausgeschlossen blieb. Von den zahllosen ähnlichen Fällen räthselhaft schneller Nachrichtenübermittelung mag als Beispiel nur ein Fall hervorgehoben werden, der ebenfalls in Südafrika den englischen Behörden viel Kopfzerbrechen verursachte, obgleich die Meldung an sich nicht von Wichtigkeit war. Um neun Uhr früh wurde ein Kaffer von einem Ochsen angefallen, es gab einen Kampf, um zehn Uhr waren Kaffer und Ochse todt. Zwei Stunden später schrieb ein etwa 70 Kilometer entfern wohnender Farmer an den Herrn des gestorbenen Kaffern: „Meine Kaffern behaupten, Ihr Herdenboy habe Ihren rothen Devonstier mit einem langen Messer getödtet und beide seien todt." Wie konnte der 70 Kilometer entfernte Farmer schon zwei Stunden später von seinen Kaffern den Vorfall erfahren, da telegraphische Verbindungen zwischen den beiden Farmen und überhaupt in der Nähe nicht bestanden? Eine Zeitlang suchte man diese räthselhafte „drahtlose Telegraphie" der Neger durch ein Signalsystem zu erklären, bei dem einzelne Neger einander von Hügelkuppen aus die Nachricht zuriefen und weiter gaben; man sprach auch von Feuersignalen, die von Berg zu Berg alle Meldungen mit erstaunlicher Schnelligkeit weiter gäben. Derartige Fälle sind bei besonderen Umständen, bei Aufständen und dergleichen, auch beobachtet worden, aber ein solches Nachrichtensystem setzt Vorbereitungen, setzt bergiges Gelände, setzt ständige Beobachtungsposten und viele andere Vorbedingungen voraus. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung durch die Trommelsprache für sich, die viele Forschungsreisende, insbesondere im mittleren Afrika, beobachten konnten, wobei festgestellt wurde, daß die verschiedenen Negerstämme über einen sehr genau ausgearbeiteten Signal-Code verfügen müssen, nach dem sie sozusagen durch ein getrommeltes Morse-Alphabet bestimmte Meldungen und Neuigkeiten weiter geben. Und in der That arbeiten in Mittelafrika fast jede Nacht die Trommeln, oft hört man diese seltsamen, dem Europäer unverständlichen Trommelsignale durch die Finsterniß von Ort zu Ort dringen; sie werden aufgenommen, schleunigst weitergegeben und befördern so Nachrichten in kürzester Frist über Entfernungen von Hunderten von Kilometern kreuz und quer durch den ganzen dunklen Welttheil.

„Idiot" las selber!

Georges Clemenceau, der bekannte Politiker, hat sich — so plaudert der Pariser „Excelsior" — kürzlich von einem alten Diener trennen müssen, der unendlich treu, aber auch sehr unwissend war: er konnte weder lesen noch schreiben. Eines Morgens wollte ein Senator Herrn Clemenceau besuchen. Dieser ließ ihm durch den alten Diener sagen: er sei leider sehr beschäftigt und könne niemanden empfangen. Aber der Senator hatte etwas Dringendes auf dem Herzen. So schrieb er denn auf seine Visitenkarte ein paar Worte und befahl dem Diener: „Dann übergeben Sie wenigstens Herrn Clemenceau diese Kartel" Der Diener kehrte zu seinem Herrn zurück. Dieser sagt, ohne das Geschriebene zu lesen: „Ist mein Secretär, Herr Courfol, da? . . . Ja? Dann bringen Sie ihm die Karte und lassen Sie mich in Ruhe!" Und Clemenceau kritzelt nervös auf die Rückseite der Visitenkarte: „Courfol, expediren Sie mir diesen alten Idioten in fünf Minuten hinaus!" Aber unglücklicher Weise ist Herr Courfo wider Erwarten nicht anwesend. Der Diener sucht ihn überall — vergebens. Von neuem Herrn Clemenceau belästigen? Unmöglich! So begiebt sich der gute Alte zu dem wartenden Senator zurück und überreicht ihm die Karte, deren Schrift er nicht lesen kann: „Hier, mein Herr — Herr Clemenceau hat gewiß die Antwort darauf geschrieben!" . . . Der Senator, tief entrüstet, ist nicht wiedergekommen. . .'

Diener: „Da ist ein Mann an der Thür mit einer Rechnung." — Herr: „Sagen Sie ihm, wir hätten noch genügend Vorrath."

Klugheit der Vögel.

Die Schwalben rüsten, so schreibt man aus Wien, nach diesem auch für sie wenig erfreulichen Sommer 1918, zur Abreise nach dem Süden, obwohl Maria Geburt („Maria Geburt ziehen die Schwalben fort") noch nicht da ist. Man hört, daß sie schon ihre Versammlungen abhalten; diese merkwürdigen Versammlungen, die unsere Zugvögel einzuberufen scheinen, um über die Modalitäten der Abreise sich zu verständigen. Die Frage, ob der Vogelzug ein Instinktproblem oder der Ausdruck einer Intelligenz ist, erscheint noch nicht entschieden; aber die Fachmänner beginnen sich der Volksmeinung zuzuneigen, daß hier wirklich eine Verstandesthätigkeit und nicht bloß eine triebhafte Erscheinung vorliegt. In seinem anregenden Buche „Leben mit Thieren" berichtet der Geheime Regierungsrath Konrad M. von Unruh über die kaum mehr wegzuleugnende Intelligenzäußerung nicht nur bei Vögeln aller Art, sondern auch bei den Thieren, die direkt als dumm verschrien sind.

Sehr oft, erzählt er, habe ich beobachten können, daß Brutmütter, namentlich Kiebitz und Rebhuhn, den nahenden Menschen oder Hund durch auffälliges Lahmstellen von ihren Eiern oder Jungen fortzulocken suchen, und immer habe ich den Eindruck davon gehabt, daß bewußte Berechnung zugrunde liegt. Einer Kiebitzhenne, die scheinbar lahm vor mir herflatterte, that ich nicht den Gefallen, sondern wendete mich gerade dahin, von wo sie mich fernhalten wollte. Darauf flog sie, ohne alle Zeichen von Lahmheit, schreiend mir um den Kopf, fast auf Armlänge, fiel dann scheinbar erschöpft zu Boden und lief wieder flatternd so, als wolle sie mich geradezu ermuntern, sie zu greifen. Da ich auch nun ihr nicht folgte, stieß sie wie ein Raubvogel nach mir, dabei so laut schreiend, daß ein ganzer Schwarm Kiebitze herbeikam und mich umflatterte. Ich ließ dann davon ab, ohne von den Jungen auch nur eine Spur entdeckt zu haben.

An einem wundervollen Septembermorgen 1865 ritt ich in Pommern über Land. Vorher hatte es tagelang geregnet, nun war blauer Himmel, linde, köstliche Luft, und die ganze Natur schien im Sonnenglanz zu jubeln. Da vernahm ich wirkliche, melodische Jubeltöne, beinahe überirdisch klingend, aber nichts war zu sehen, woher der leise, pfeifend singende Jubelchor kam. Verwundert hielt ich an; nun schien es mir, die Töne drangen aus einer großen, alten Rüster, die etwa fünfzig Schritte vom Wege an einem Feldgraben stand. Vorsichtig ritt ich näher, immer schöner ward der harmonisch reizende Vielklang, und nun erkannte ich, der ganze Baum war von vielen Hundert Staaren besetzt, die alle gleichzeitig in einer Weise sangen, wie ich es noch nie von ihnen gehört hatte. Das war ein wirkliches, ausdrucksvolles Jubel-Concert, ein Hymnus auf die Schönheit des Daseins. Wohl eine Viertelstunde hörte ich zu. Plötzlich brach der Chorgesang ab, ein krächzendes Signal schien Stille zu gebieten, dann folgten in gewöhnlicher Staarenweise einige schnarrend zwitschernde Laute und, als ob das Commandorufe gewesen wären, entschwirrte dem Baume eine ganze Wolke von wohl mehr als tausend der kleinen Sänger, und fort ging's in südwestlicher Richtung. Vielleicht war das Ganze die Dank- und Abschieds-Feier an die Sommerheimath.

Seemanns-Witze.

Zum unfreiwilligen Humor der Eingaben und Gesuche giebt ein Adjutant einer Matrosendivision folgende Beiträge aus seiner Sammelmappe:

Ein höchst interessantes Anerbieten macht der Marinebehörde ein Stabswachtmeister in folgender Form: „Ew. Hochwohlgeboren habe ich eine höchst interessante Mittheilung zu machen, betreffend meine höchst interessante Erfindung. Sie besteht nämlich sozusagen darin, daß man nehme zwei richtig große Schwanenflügel und schraube sie in ein Panzerschiff von rechts wie links und lasse dann dieses schnell schlagen. Alsdann wird, was sehr interessant ist, das Panzerschiff auf S. M. S. Wellen erheben und ich höchst interessanter Weise als Luftballon seine Verwendung gefunden haben könnte. Das Nähere auseinanderzusetzen, halte ich nicht für gut, da sonst wiederum andere die Früchte meines Nachdenkens essen könnten. . . . N. Wachtmeister."

Ein Stellenbefreiungsgesuch lautet: „Ich Franz und hier Mathilde M., aus Münster, Eheleute mit Tisch und Bett, kümmerliche Sorgen. 7 erzeugte Kinder, in der Ehe belastet, wobei bemerkt wird, 4 Buben und drei Mädchen, 37 Jahre lang als getreue, unterthan bei den theuren Zeiten in einem fort eheliche Treue gepflogen. Ich als väterlicher Ehemann immer mühselig und nicht mehr imstande, meine Arbeitsamkeit zu erwecken und die wirkliche Mutter Martha, welche mit obigen sieben Kindern vor Altersschwachheit zittert. . . Daher bitten wir täglich segensreich, daß unser zwangsweise seefahrender Sohn Simon nicht zu schanden werde, weil letzterer als letztes mannbares Erzeugniß in der Wirthschaft unentbehrlich ist, und verbleibe eines wohl Allerhöchsten Admiralitäts unterthänigst Franz und Martha Z."

Gesuch des Schlossermeisters N. um Entlassung seines Sohnes: „Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich wage, für einen Augenblick Ihren Thron zu besteigen, indem ich usw."

Ein anderes Gesuch „an das verehrliche Regimentskommando in Kiel!"

„Da bei den jetzigen Zeitverhältnissen, viele junge Leute stellenlos und brotlos geworden sind, welches zwar bei mir die Verhältnisse nicht sind, aber ich im Handelsfach keine Lust habe, und ich mich daher fest entschlossen, mich von dieser Bahn zu wenden und mich den Seemächten zu widmen. Hochachtungsvoll N. N. (Bayern.)

Die Liebe ist eine Kinderkrankheit; je älter wir sind, um so gefährlicher pflegt sie für uns zu werden.

Wilhelm's II. Charakter.

Von Karl Lamprecht, dem bekannten Leipziger Historiker, stammt eine neue Schrift über Kaiser Wilhelm II. Lamprecht hat seinem kleinen Buch, das in der Weidmann'schen Buchhandlung zu Berlin unter dem Titel „Der Kaiser" erschienen ist, die Bezeichnung „Versuch einer Charakteristik" mit auf den Weg gegeben. Das Buch will keine abschließende Charakteristik des Kaisers Wilhelm geben, sondern einige Seiten der Persönlichkeit des Kaisers näher zu bestimmen und der Nation verständlicher zu machen versuchen.

Der Kaiser hat mehr Züge von seinem Großvater, als man gewöhnlich annimmt, sagt Lamprecht. Er hat das offene Auge und die Wahrhaftigkeit des Edelmannes. Dies war auch des Großvaters unveräußerliches Gut. Und weich seiner ursprünglichen Veranlagung nach, trotz manch' kriegerischer Rauheit des Mannesalters, die mehr besonderem Schicksale und besonderer Umgebung verdankt wurde, war derselbe Großvater; man beachte, was wir von seiner Jugend wissen, was aus hohem Alter von seinem Verhältniß zu Bismarck bekannt ist, wenngleich er in diesem Verhältniß mehr der Führende gewesen ist, als die Erinnerungen des ersten Kanzlers wahrhalten. Diese Weichheit ist aber auch dem Enkel eigen, trotz aller kriegerischen Außenseite tritt sie immer wieder hervor: in Glaube und Leidenschaft, in Familiensinn und Geschmack, in Nächstenliebe und Mitleid. Zur Seite aber steht dieser Weichheit wie bei Kaiser Wilhelm I. ein zähes Beharren in großen Fragen; man braucht einstweilen nur das Verhalten beider Kaiser in Heeresfragen hier, Marinefragen dort zu verfolgen.

Dem Kapitel „Kernanlage" sind folgende Zeilen entnommen:

„Es wird oft die Ansicht geäußert, in hochgespannten Lagen, zum Beispiel im Kriegsfall, werde der Kaiser die nöthige Ruhe nicht bewahren, um sich über und nicht in den Dingen zu halten. Leute, die den Kaiser kennen, versichern genau das Gegentheil. Je wichtiger eine Angelegenheit, um so ruhiger werde der Kaiser: für den höchsten Ernstfall sei nichts zu befürchten, vielmehr die Aussicht vortrefflich. Nach psychologischer Erfahrung an verwandten Naturen erscheint diese Erwartung begründet.

Im übrigen steht die Zusammenfassung von Associationen wie die Beherrschung von Impulsen bei fürstlichen Personen von jeher, ganz besonders aber in der Gegenwart, unter einer Voraussetzung, die ich als Ausdrucksfähigkeit bezeichnen möchte. Wer öffentlich zu handeln, insbesondere zu reden hat, weiß, daß dies ohne Stilisirung der eigenen Person und ohne Einstellung auf Gefallenwollen und Ueberredenkönnen nicht abgeht. Am wenigsten bei politischer Rede und Handlung. Die hiefür in den Dienst zu stellenden Mittel kann man als das nöthigste Handwerkszeug eines modernen Fürsten bezeichnen.

Nun ist bekannt, daß der Kaiser diese Mittel im höchsten Maße besitzt. Er ist nicht bloß ein sehr eifriger Belehrer, der als Kathederredner von Wirkung sein würde und dem Metier bis zu dem Grade ergeben erscheint, daß er sogar an die Wandlungsmöglichkeit sittlicher Haltung infolge von Belehrung glaubt; er besitzt auch die seltene Gabe, in Unterredung und Einzelrede gleich wirksam zu sein; wer von der Unterhaltung mit ihm kommt, ist entzückt, und wer ihn reden hat hören, ergriffen."

Wagner als Gastgeber.

Die „Rivista Musicale" erzählt eine lustige kleine Wagner-Erinnerung. Es war zu Wagner's Pariser Zeit, der Meister hatte den französischen Uebersetzer des „Tannhäuser" und einen Freund zum Abendessen geladen. Vor Tisch wollte Wagner den Gästen gleichsam als eine künstlerische Vorspeise einen musikalischen Genuß verschaffen, er setzte sich an's Klavier und begann zu spielen. Es war 5 Uhr, um 6 Uhr sollte zu Tisch gegangen werden. Aber die Köchin, die ihren Herrn kennen mochte, blieb mäuschenstill in ihrer Küche. Wagner spielte und spielte immer weiter; und erst als es sieben schlug, wagte sich die Herrin der Küche schüchtern in das Zimmer und fragte: „Kann jetzt aufgetragen werden?" Allein der Meister gab keine Antwort, vielleicht hörte er es nicht, vielleicht wollte er es nicht hören, er war jedenfalls so in sein Spiel vertieft, daß er fortfuhr, den Tasten Harmonien zu entlocken.

Um ½8 Uhr, als die hungrigen Gäste bereits anfingen, schüchtern hinter dem Rücken des Meisters erstaunte und bedeutungsvolle Blicke zu tauschen, öffnet sich wieder die Thür. Diesmal hat die Köchin ihre ganze Energie zusammengerafft und mit entschlossener Stimme erklärt sie: „Meine Herren, es ist aufgetragen!" — „Aufgetragen?" ruft, nein schreit Wagner im Feuereifer, „da, hier ist Dir auch gleich aufgetragen!" Und dabei packt er eine Partitur und schleudert sie wüthend auf die Küchenfee. Dann aber, als ob nichts geschehen sei, setzt er sich, die wehrlose Beute seiner Inspiration, wieder an's Klavier und spielt weiter.

Als man endlich zu Tisch gehen durfte, war es glücklich 9 Uhr geworden, und es wurde ein sehr flüchtiges und hastiges Mahl, denn Wagner drängte seine Gäste, sich zu beeilen. Den letzten Bissen noch im Munde, sprang er auf, eilte wieder zum Klavier und erst als der erste Wiederschein der sommerlichen Morgenröthe im Osten aufglomm, ließ er endlich erschöpft die Hände von den Tasten sinken.

Kleiner Irrthum.

Wirth: „Dös san amal brave Sommerfrischler, hab' scho' g'moant, sie beschwer'n sich glei' die erste Nacht über d' Mäus'. Da horch' i' an der Thür und hör', wia er sagt: „Komm, mein Mäuschen"!"

Aus Evchens Aufsatzheft.

„Das Pferd wird nach seinem Tode zu Roßhaaren verwendet und kommt dann in die Sofas zum Trauersitzen.

Das Vermögen der Welfen.

Der frühere Regierungsrath Rudolf Martin giebt im „B. T." eine Darstellung des Vermögens und Einkommens des Welfenhauses, der folgende interessante Stellen entnommen seien:

Der Kaiser hat das Hauptvermögen seines Schwiegersohnes in fester Hand und Verwaltung. Lange bevor der kaiserliche Schwiegersohn geboren war, verwaltete die Krone Preußens bereits das ihm künftig zufallende Fideikommiß des Hauses Braunschweig und Lüneburg in Höhe von 48 Millionen Mark. Allerdings sind die Zinsen nicht immer im Interesse des Schwiegersohnes und seiner Familie verwendet worden. Vielmehr wurden die Zinsen der 48 Millionen, soweit sie nicht auf die Kosten der Verwaltung entfielen oder der Königin von Hannover und ihrer Tochter zuflossen, zur Abwehr der Umtriebe des Welfenhauses verwendet. Eugen Richter hat bei den Debatten über die Aufhebung der Beschlagnahme des Welfenfonds im Jahre 1892 vergeblich versucht, die Regierung zu veranlassen, Mittheilungen über die Verwendung der Zinsen zu machen. Finanzminister Miquel weigerte sich Auskunft darüber zu geben, da die Staatsregierung nach der Beschlagnahmeverordnung zur Rechnungslegung gegenüber dem Landtag nicht verpflichtet sei. Nach Eugen Richters Meinung sind von 1868 bis 1892, also in 24 Jahren, jährlich etwas mehr als eine Million Mark Zinsen des Welfenfonds zu politischen Zwecken verwendet worden. Mindestens 24 Millionen Mark und mit Zinseszinsen mehr als 30 Millionen Mark hat also das Welfenhaus durch die Thatsache verloren, daß infolge der welfischen Umtriebe unmittelbar nach der Bewilligung der Abfindungssumme durch den preußischen Landtag die Auszahlung der Zinsen durch die Beschlagnahme verhindert wurde.

Das Vermögen des Herzogs von Cumberland setzt sich aus folgenden Posten zusammen: 48 Millionen im preußischen Staatsschuldbuch als Fideikommiß, 12 Millionen englische Consols, die König Georg V. vor 1866 in London deponirt hatte, eine Million baares Allodialvermögen, welche im Jahre 1892 von Preußen gezahlt wurde, 80 Millionen Erbtheil aus dem Nachlaß des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, 10 Millionen altbraunschweigisches Fideikommiß, die er bis 1884 mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig gemeinsam besaß, 10 Millionen Mark Juwelen, Silber, Mobiliar etc., 5 Millionen Vermögen der Herzogin von Cumberland, insgesammt 116 Millionen. Der Herzog von Cumberland besitzt daneben noch heute als Privateigenthum das Schloß Herrenhausen bei Hannover, dessen Verwaltung aber der Krone von Preußen so lange zusteht, bis er auf die hannoversche Königswürde für sich und seinen Erben ausdrücklich verzichtet hat. In dem Erbe des am 18. Oktober 1884 gestorbenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig befanden sich mehrere Schlösser in Braunschweig sowie das Schloß Hietzing bei Wien. Einschließlich dieser Schlösser und ihre Einrichtung schätzt Martin das Erbe aus dem Nachlaß des Herzogs Wilhelm von Braunschweig auf 30 Millionen Mark. Eine höhere Schätzung würde nach ihm gewagt sein, da der ältere Bruder des Herzogs Wilhelm, der Diamantherzog Karl, sein ganzes Privatvermögen vor der Absetzung in's Ausland gebracht und nach seinem Tode der Stadt Genf vermacht hat.

Als Bevollmächtigter des Herzogs von Cumberland hat sich Windthorst am 27 November 1884 das Baarvermögen des Herzogs Wilhelm von Braunschweig auszahlen lassen. Ebenso hat Windthorst als Bevollmächtigter des Königs Georg am 29. September 1867 einen Vertrag mit der Krone von Preußen abgeschlossen. Auf Grund dieses Vertrags sind die Mitglieder der ehemaligen hannoverischen Königsfamilie in Preußen von der Einkommensteuer und Gebäudesteuer befreit, auf Grund des Ergänzungssteuergesetzes auch von der Vermögenssteuer. Prinz Ernst August von Cumberland braucht also in Rathenow weder zu deklariren noch Staatssteuern zu zahlen. Nach dem Reichsgesetz über den einmaligen Wehrbeitrag würde der Herzog von Cumberland nicht nur für das Schloß Herrenhausen sowie für seine Schlösser in Braunschweig, sondern auch für das Fideikommiß des braunschweigisch-lüneburgischen Hauses in Höhe von 48 Millionen im preußischen Staatsschuldbuch Steuer zu zahlen haben, obgleich er seinen Wohnsitz in Oesterreich hat.

Ein Brief Blücher's.

Ein Mitarbeiter stellt der „Frkf. Ztg." die Abschrift eines Blücher-Briefes zur Verfügung, der sich in einem Frankfurter Nachlaß fand. Das Schreiben ist am Tage des Todes der Königin Luise an den Rittmeister v. Eisenhart gerichtet. Es war die Zeit der tiefsten Demüthigung Preußens. Blücher, damals Generalgouverneur in Pommern, suchte unermüdlich den König durch Briefe zum Widerstand und Losschlagen anzufeuern, bis dieser ihn schließlich im November 1811 auf Befehl Napoleons entlassen mußte.

Stargard d. 22 t. July 1810.

Liber Eisenhard

Ich bin wie vom bliz getrofen, der stolz der Weiber ist also von der Erd geschieden Gott im Himell, sie muß vor uns zu guht gewesen sein.

Schreiben Sie mich ia alter Freund ich bedarf ui Munterung und unterhaltung, es ist doch unmöglich daß einen staht so vihl ui einander vollgendes unglück treffen kan als den unsrigen übrigens gebe der Himell daß sich alles waß ihr letzter Brief enthald bestättiget, in meiner ietzigen Stimung ist mich nichts lider als daß ich Erfahre die weld drein an allen Ehr Enden.

Der Schöne Frau vihl vihl Schönes stets derselbe

Blücher.

Appetitlich.

Herr (zum Bretzeljungen): „Itzt Du denn auch selbst mal eine von Deinen Bretzeln?"

Bretzeljunge: „Ach nee, ich leck' blos manchmal am Salz!"

Blinddarmentzündung.

Auch der Wein, der so oft und viel verleumdete, scheint endlich rehabilitirt werden zu sollen, und nicht durch die Bemühungen epikureischer Dichter, sondern — und das kann als Zeichen ausgleichender Gerechtigkeit mit Genugthuung begrüßt werden — gerade durch diejenigen Personen, welche ihn bisher für alles Unglück verantwortlich gemacht haben: durch die Aerzte und die Hygieniker. Die Herren Mediziner haben nämlich jetzt nicht mehr und nicht weniger festgestellt, als daß das Wasser, welches wir bei Tisch trinken, selbst wenn es sich um Mineralwasser handelt, uns sehr häufig mit der fälschlich Blinddarmentzündung genannten Wurmfortsatzentzündung beglückt.

Diese überraschende Behauptung wird auf Grund einer Anzahl positiver Thatsachen in der jüngsten Nummer der „Presse Médicale" aufgestellt. Im vorigen Monat mußten in einer aus sechzehn Personen bestehenden Familie sich ganze sechs den Blinddarm operiren lassen, und zwar gerade diejenigen sechs, welche immer nur Wasser tranken, während alle anderen Mitglieder der Familie verschont blieben. Im Allgemeinen sollen die weintrinkenden Personen nur im Verhältniß von 1:200 von der Blinddarmentzündung befallen werden, während die Wassertrinker sich die schreckliche Krankheit im Verhältniß von 1:10 „antrinken". Man sieht, der Unterschied ist nicht eben klein. Fest steht ferner, daß die Blinddarmentzündung besonders bei den wohlhabenderen Klassen häufiger geworden ist, seitdem es Mode wurde, sich als Abstinenzler aufzuspielen, also etwa seit einem Vierteljahrhundert.

Und wie ist das alles zu erklären? Enthält das Wasser vielleicht einen noch unbekannten Bazillus, der die Blinddarm-Entzündung verbreitet? Das kann schon darum nicht der Fall sein, weil viele der untersuchten Kranken nur Mineralwasser und keimfreies Wasser zu trinken gewohnt waren; schädlich wirkt das Wasser — nach der Behauptung der Sachverständigen — nicht durch das, was es in den Verdauungsapparat „einführt", sondern weit eher durch das, was „es aus unserem Organismus nicht entfernt". Untersuchungen der Aerzte Gagey, Sabrazes und anderer haben gezeigt, daß der naturreine Wein ein gutes antiseptisches Mittel ist: wäre er nicht, so würden die Mikroben in unseren Eingeweiden die tollsten und gefährlichsten Sachen machen. Wassertrinker lassen ihnen zuviel Freiheit: daher die Blinddarmentzündung.

Die Weinhändler werden sich ins Fäustchen lachen, wenn sie von dieser neuen Theorie hören. Es muß ihnen aber noch einmal ausdrücklich eingeschärft werden, daß nur von „naturreinen Weinen" die Rede ist!

Vom Erzherzog-Thronfolger.

Ueber den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Oesterreich-Ungarn und seine Gemahlin, die Herzogin von Hohenberg, bringt der „Cech" in Prag einige Notizen, die gerade jetzt von Interesse sein dürften, als beide soeben den Besuch des Deutschen Kaisers erhalten haben.

Auf die Frage, welcher Sprache sich der Thronfolger bediene, heißt es dort, daß Erzherzog Franz Ferdinand sowohl als die Herzogin von Hohenberg die tschechische Sprache zwar hinlänglich beherrschen, aber in der Conversation die deutsche Sprache anwenden. Daß in der Umgebung des Erzherzogs magyarisch gesprochen würde, sei unzutreffend.

Was das Familienleben betrifft, so sagt darüber der Gewährsmann: „Der Erzherzog vergöttert seine Gemahlin. Er übt ihr gegenüber die zarteste Rücksicht und begegnet ihr mit größter Liebenswürdigkeit. Seine Kinder trägt er auf den Händen. Sie sprechen noch besser Tschechisch als die Eltern."

Von der Gesundheit des Thronfolgers versichert der Gewährsmann: „Glauben Sie keinem böswilligen Tratsch. Der Thronfolger ist vollkommen gesund. Er besitzt außerordentliche Energie, eine seltene Uebersicht, und seine Arbeit, zum Beispiel auf militärischem Gebiete, ist überaus gründlich und durchgreifend. Er hat ein ausgezeichnetes Gedächtniß, ist heiter und macht manchmal auch einen Witz. Ungerne hört er es, wenn man ihm widerspricht, obwohl er sachlichen Einwänden immer zugänglich ist. Es sind zwei sparsame Menschen zusammengekommen. Sowohl der Erzherzog wie die Herzogin von Hohenberg leben höchst einfach und ohne höfischen Prunk."

Echte Republik.

Wie aus Paris geschrieben wird, wollte sich dieser Tage ein französischer Spielkartenfabrikant ein Kartenspiel durch ein Gebrauchsmuster schützen lassen; das Originelle an dem Spiele war, daß die vier Könige durch vier französische Präsidenten gebildet wurden; und zwar trug der Karokönig das Porträt von Thiers, der Coeur-König war Mac Mahon, der Pique-König Grévy und der Trefle-König Carnot. (Die die zugehörigen Königinnen aussahen, wird leider nicht berichtet. D. Red.) Dieses originelle Spiel wollte sich der Mann schützen lassen; aber man bedeutete ihm, daß der Schutz solchen Karten versagt werden müsse; sollte er sie jedoch ungeschützt in den Handel zu bringen wagen, so werde man sie ausdrücklich verbieten. Frankreich sei eine Republik, und es sei daher unzulässig, die Präsidenten — wenn auch auf Spielkarten — in Königsgestalt vorzuführen.

Die Gehälter der Botschafter.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß ein Reich im Ausland sehr nach dem Auftreten seines beim Hofe des betreffenden Landes accreditirten Vertreters, mag er nun Botschafter oder Gesandter heißen, beurtheilt wird. Erst kürzlich war davon die Rede, daß ein Diplomat, der einer der reichsten Männer seines Vaterlandes ist, während der Dauer seiner Botschafterjahre in der russischen Metropole einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt und infolgedessen erklärt hat, daß es ihm unmöglich sei, diesen Posten weiter zu behalten oder wieder zu übernehmen.

Anknüpfend an diese Thatsache, behandelt eine Londoner Zeitschrift die Frage der Botschaftergehälter und führt aus, daß Amerika seine Botschafter am besten bezahle (?). Den höchsten Gehalt von allen beziehe der amerikanische Botschafter in London, nämlich $68,000 (?) im Jahre. Und trotz dieses enormen Einkommens werden für die englische Hauptstadt nur solche Männer als Repräsentanten der Ver. Staaten bestimmt, die auch ein sehr großes Privatvermögen besitzen, da es ihnen sonst unmöglich wäre, ihr Vaterland würdig zu vertreten. Gleich nach dem amerikanischen Botschafter in London kommen, was die Höhe ihrer Gagen anbelangt, der österreichische Botschafter in London und der großbritannische Botschafter in Paris, die je $43,200 im Jahre beziehen.

Die englischen Botschafter in Berlin und Wien müssen sich — obwohl ja die letztgenannte Stadt viel theurer ist als Paris — mit einem Salär von je $38,400 begnügen; und dieselbe Summe erhalten auch die Bevollmächtigten der französischen Republik in London und Petersburg.

Sehr interessant ist es, daß Rußland fast alle seine Botschafter gleich bezahlt, und zwar bekommt jeder von ihnen, mag er nun in Wien, London, Paris, Washington oder Berlin sein, $38,000 im Jahr. Nur der Vertreter des Zarenreiches in Rom wird von seinem Vaterland stiefmütterlich behandelt und erhält nur $30,720 für seine diplomatischen Dienste. Weit weniger gut als die Botschafter „Väterchens" sind die diplomatischen Vertreter König Oskars XIII. und Viktor Emanuel's III. daran, denn sie erhalten bei weitem nicht soviel wie diese, während die Abgesandten des Mikado und des Sultans verhältnißmäßig gut dotirte Posten innehaben.

Weibliche Aerzte in Ostindien.

In Delhi wird jetzt eine Hochschule für Frauen erbaut, in der Indierinnen eine fachmännische Ausbildung in der Medizin erhalten werden. Die Kosten für dieses erste Institut dieser Art in Indien ist durch Sammlungen aufgebracht worden, die unter der Leitung der Vice-Königin Lady Hardinge veranstaltet. Die Aerzteschule soll die Basis bilden für eine großzügig geplante Versorgung der weiten indischen Gebiete durch weibliche Aerzte. Die Hilfe, die die englischen Aerzte den Eingeborenen angedeihen lassen können, ist ganz ungenügend und deshalb weitere Hilfe Heilkundiger dringend nothwendig. Zudem giebt es eine große Anzahl von sog. Purdahfrauen, d. h. von Frauen „hinter dem Schleier", die streng an den Vorschriften der mohammedanischen Religion festhalten und sich vor keinem Manne sehen lassen. Für diese ist das Vorhandensein weiblicher Aerzte dringend erforderlich. Die indischen Frauen, die sich bereits von altersher viel mit Heilkunde beschäftigen, eignen sich vortrefflich zur Ausbildung in den Heilwissenschaften, und so wird sich das Institut eines großen Zuspruchs und guter Erfolge erfreuen. Die Einrichtung erfolgt nach dem Muster der Aerzteschule für Frauen in London; die Regierung hat den Bauplatz zur Verfügung gestellt und gewährt dem Unternehmen, das sie außerordentlich begünstigt, einen jährlichen Zuschuß von 200,000 Mark.

Bismarck's Erklärung.

Tagtäglich fast trifft man jetzt in den Zeitungen das Wort „Entente cordiale" an. Was es bedeuten soll, wissen wohl die meisten Leser, aber es ist sehr schwer, eine passende Uebersetzung hierfür zu finden.

Eine drastische und zugleich zutreffende Antwort gab einst Fürst Bismarck seiner Tochter, als die ihn fragte, was eigentlich „Entente cordiale" sei.

„Ja, siehst Du," erwiderte er ihr, „das ist nicht so leicht zu erklären. Wörtlich übersetzt heißt es bekanntlich „herzliche Uebereinstimmung", aber der Sinn ist ein etwas anderer. Ich will Dir das an einem Beispiel erklären. Du warst doch heute morgen im Hofe, als ich mit Nero aus dem Garten kam, und schautest der Diana zu, die an einem großen Knochen knapperte, der ihr gar lieblich zu munden schien. Mein Nero hatte dies auch gesehen, sprang herzu und wollte den Knochen haben, den die Diana ihm natürlich nicht lassen wollte. Es entspann sich ein kleiner Kampf, bis ich dazwischen kam und beide mit einigen kräftigen Hieben zurücktrieb. Der Knochen blieb in der Mitte des Hofes liegen, und beide Hunde standen nun von fern und sahen mit begehrlichen Blicken ihn an. Aber jeder fürchtete die Eifersucht des anderen nicht weniger wie meinen Stock, und darum hielten sie sich in gebührender Entfernung von dem Knochen, und keiner wagte ihn zu packen. Siehst Du, dies nennt man in der diplomatischen Welt eine „Entente cordiale".

Poesie und Prosa.

Freund: „. . Wie, fünf Jahre warst Du mit Deiner Frau verlobt?" — Junger Ehemann (in Gedanken versunken): „Ach ja, es war eine schöne Zeit! Diese fünf Jahre sind mir schneller vergangen als die sechs Monate, die ich jetzt mit ihr verheirathet bin!"

Erkannt.

Arzt (zum Studiosus): „Hier das Rezept! Nehmen Sie regelmäßig ein Pulver Morgens vor dem Schlafengehen!"